

KIERA BRENNAN



Der
Schwur
des Raben

Weltbild

Der Schwur des Raben

Kiera Brennan

Der Schwur des Raben

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzangabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2019 by Blanvalet in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, Neumarkter Str. 28,
81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Umschlaggestaltung: Alexandra Dohse, München, www.grafikkiosk.de

Umschlagmotiv: Shutterstock Images © faestock,

© Patryk Kosmider und © Paul B. Moore

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU

ISBN 978-3-96377-524-6

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzangabe an.

Vorbemerkung

Folgender Roman spielt im Wesentlichen an drei Orten: In Irland, wo damals die gälische Sprache verbreitet war, auf Island, wo man einen nordischen Dialekt sprach, und in Córdoba, wo sich die Menschen hauptsächlich auf Arabisch verständigten. Alle drei Sprachen gelten als sehr schwer zu erlernen, was nicht zuletzt daran liegt, dass sich die Aussprache deutlich vom geschriebenen Wort unterscheidet beziehungsweise es Laute gibt, für die man in unserem Alphabet kein Äquivalent hat.

Da die Lektüre eines Romans nicht die Absolvierung eines Sprachkurses voraussetzen soll, war es mein Ziel, fremde Namen und Begriffe möglichst leicht lesbar zu machen. Aus diesem Grund habe ich mich nicht für das Prinzip der Transliteration entschieden, bei dem die Wörter so geschrieben werden, dass ihre Schreibweise in der Originalsprache erkennbar wird, sondern für das der Transkription. Dabei werden die Wörter in Anlehnung an die Aussprachegewohnheiten der Zielsprache wiedergegeben.

Der Isländische Name *Norðri* wird z. B. in meinem Buch *Nordri* geschrieben, der des arabischen Arztes *Ibn Zakariyā Ibn Zakariya* oder der gälische Name *Toirdhealbhadh Toirdelbach*. Falls sich selbst in diesem Fall die Aussprache vom geschriebenen Namen unterscheidet, gibt es entsprechende Hinweise im Personenverzeichnis am Ende des Buches.

Auch bei der Wahl der Ortsnamen war das Prinzip der Verständlichkeit vorrangig. Für Provinzen wie *Ulster*, *Munster* oder *Cenel Owain* habe ich zum Beispiel stets die englische Form verwendet, obwohl sich diese erst viel später durchgesetzt hat. Außerdem habe ich jene Namen benutzt, die heutzutage für die entsprechenden Orte verwendet werden – also *Island* statt *Eisland* oder *Córdoba* statt *Qurtuba*. Einzige Ausnahme

ist die Bezeichnung für Irland, die ich manchmal als Érius Insel nenne.

Neben Orts- und Eigennamen gibt es weitere Begriffe, die dem Leser die Lektüre erleichtern sollen. So benutze ich für die größtenteils aus Skandinavien stammenden Seefahrer und Krieger der Ost- und Nordsee, die sich ab dem 8. Jahrhundert in Irland niedergelassen haben, den Begriff Nordmänner, obwohl sie in den irischen Quellen als Heiden, als Barbaren oder schlichtweg als Geisel Gottes bezeichnet wurden und man sie heute vor allem als Wikinger kennt. Nur die Nachkommen jener Nordmänner, die sich auf den Hebriden oder der Insel Man niedergelassen und sich mit der dortigen gälischen Bevölkerung vermischt haben, heißen auch in meinem Buch so, wie sie damals genannt wurden, nämlich Gall-Ghaedil – was so viel heißt wie »die fremden Gäl«.

Ich, Gormlaith, war die schöne Königin, einst von sämtlichen Barden Irlands besungen.

Sie behaupteten, ich sei liebreizender als Niahm, Königin im Land der ewigen Jugend, die auf einem schneeweißen Pferd reitet und deren Haar golden wie ihre Brosche glänzt. Sie behaupteten auch, ich sei verführerischer als Deirdriu, um die die drei größten Krieger Irlands bis aufs Blut kämpften. Und sie behaupteten, ich sei hübscher als Maeve, deren Schönheit nur von ihrer Unbarmherzigkeit überboten wird, und das sagt alles, denn niemand ist unbarmherziger als eine Kriegsgöttin.

Natürlich übertrieben sie alle. In den Mündern von Barden ist die Welt immer größer als in den Augen derer, die auf ihr leben müssen. Wahrscheinlich hätten sie mich nicht schön genannt, wäre ich keine Königin gewesen, aber ich bin nun mal als Tochter eines Königs geboren worden und habe später zwei Könige geheiratet.

Mittlerweile bin ich alt – die Lieder der Barden kreisen längst um neue Königinnen. Heute werde ich euch eine Geschichte erzählen. Sie ist sehr lang, denn die Geschichte einer großen Liebe kann man nicht in wenige Strophen, in einzelne Verse pressen. Mit der Liebe verhält es sich zwar oft wie mit der Schönheit – in der Vorstellung derer, die sie beschwören, ist sie meist größer als in den Herzen, in denen sie wohnen sollte. Aber mit der Liebe, von der ich berichten werde, ist es anders. Diese Liebe hatte die Macht, das Schicksal von Érius Insel zu verändern, ihr Frieden zu schenken, zumindest für kurze Zeit.

Damit ihr keinem Irrtum verfallt – ich rede nicht von der Liebe, die ich selbst für einen meiner beiden Ehemänner empfunden habe. Der erste war der König von Dublin, und als ich seine Frau wurde, trug er nicht nur eine Krone auf dem Kopf, nein, ebenso viele Jahre auf dem Buckel. Er war dreißig Jahre älter als ich, und an der Seite eines solchen Mannes fühlt man sich zwar jung und kräftig, jedoch nicht geliebt. Auch nicht sonderlich begehrenswert, denn der größte

Dienst, den man einem solchen Manne tun kann, ist, ihm den Pelz über den schmerzenden Rücken zu ziehen, ihm die Zehennägel zu schneiden oder das Essen zu zerstampfen.

Bei meinem zweiten König kann man eher von Liebe sprechen. Brian Boru war das, erst nur König von Munster, später Hochkönig von ganz Irland. Ich bin ihm verfallen, als ich zum ersten Mal unter ihm lag, als ich erfuhr, was fleischliche Lust ist, in welchen Himmel sie Menschen treiben kann, wie laut man zu keuchen und stöhnen imstande ist. Brian hatte geschickte Hände. Er wusste, wo er einen Feind treffen musste, um ihn zu töten. Er wusste, wo er eine Frau berühren musste, um sie sich zu unterwerfen. Aber Lust und Liebe sind zweierlei, und nachdem Brian mich verstoßen hatte, empfand ich vor allem Hass für ihn.

Die Liebe, von der ich euch erzählen will, war jedoch viel stärker und größer, wundersamer und schöner als mein Hass. Was allerdings nicht bedeutete, dass sie die, die sie füreinander empfanden, auch glücklich machte ...

Ich, Gormlaith, war einst die schöne Königin, ich habe diese Liebe bezeugt, habe erlebt, welche Folgen sie für mein Land hatte, welche Folgen für mein eigenes Geschick.

Lauscht meiner Geschichte.

I.

992-999

Im Nordwesten Irlands

Er war noch so jung, viel zu jung, um zu sterben.

Mit Tränen in den Augen betrachtete Ríona den Verletzten, der auf dem Moos lag, weich dieses, aber auch dunkel. An keinem Ort waren die Wälder so tief und geheimnisvoll wie hier, desgleichen nirgendwo so viele Feen im Dickicht wohnten.

Ennis, der mit ihr in den Wald gegangen war, beugte sich ebenfalls über den Verletzten. »Der ist doch längst tot«, erklärte er mit kalter Stimme.

»Ist er nicht!«, rief Ríona. »Seine Brust hebt und senkt sich noch!«

Ennis zog skeptisch die Brauen hoch und wollte sie am Arm packen, doch sie wehrte seinen Griff ab, ließ sich in den Farn fallen, der um das Moos herum wuchs, und betastete den Verletzten vorsichtig.

»Was ... was ist ihm wohl zugestoßen?«, fragte sie mit bebender Stimme. »Ob ihn ein wildes Tier angefallen hat? Ob er unglücklich gestürzt ist? Oder ob es gar ein Mensch war, der ihn verwundet hat?«

Aus einem Schnitt auf der Brust des Verletzten sickerte ein wenig Blut – kaum mehr als ein Tropfen, wie er in den Adern der Feen floss, und mit dem man, tauchte man eine Feder hinein, nur einen winzigen Punkt zeichnen könnte. Wie merkwürdig, dass sich die Menschen trotzdem vor den Feen fürchteten, manch einer sich sogar weigerte, ins Moor zu gehen, um ein Bündel Torf zu holen. Ríona hatte die Feen nie gescheut, und auch Ennis behauptete, er täte es nicht. Doch das war das Einzige, was sie miteinander gemein hatten.

Sie liebte das Land, in dem sie lebten, er nicht. Sie wanderte gern die zerklüfteten Küsten entlang, er beklagte, dass man hier kaum mit dem Boot ab- und anlegen konnte. Sie war froh, dass

kaum Fremde in die Siedlung kamen, weil die wenigen Straßen mit Geröll und morschem Holz zugeschüttet waren, er war verdrossen, weil sie so abgeschnitten von der Welt lebten. Und jetzt drängte er darauf, den Verletzten seinem Schicksal zu überlassen, während sie ihn behutsam streichelte und vorsichtig auf die Ränder der Wunde drückte, sodass weitere Blutstropfen heraussickerten.

»Wenn ihn eine bösertige Elfe verletzt hat, könnte man ihn nur mit jener Medizin heilen, die aus fünfundzwanzig Kräutern gebraut wird«, murmelte sie. Ihr war nur eines dieser fünfundzwanzig Kräuter bekannt – der Fingerhut, von dem die Mutter manchmal ein Blütenblatt in den Badetrog fallen ließ, bevor sie hineinstieg. Aber sie kannte jemanden, der sämtliche dieser Kräuter benennen konnte. »Fionn könnte den Trank brauen«, fuhr sie fort. »Und selbst wenn nicht – er könnte dem Verletzten einen Verband anlegen, am besten einen, den man in Bienenwachs und ein Hühnerei getränkt hat.«

Fionn war Ennis' Bruder, jünger als er, schwächlicher – und freundlicher. Und was für Ríona am meisten zählte: Fionn liebte die Einsamkeit wie sie. Für gewöhnlich durchstreifte sie an seiner Seite die Wälder oder wanderte die Klippen entlang. Leider hatte ihr Vater vor Kurzem entschieden, dass sie irgendwann nicht ihn, sondern Ennis heiraten sollte, und sie deswegen heute angehalten, gemeinsam mit ihm Brennholz zu suchen und später Rispengras zu schneiden, woraus Körbe geflochten wurden.

Ríona hatte sich an Ennis' Seite von Anfang an unwohl gefühlt. Er war blind für die Schönheit, die ihm umgab, und taub für das wunderschöne Lied des Waldes – wie Harfenlaute klang es, wenn die Regentropfen auf die schweren Blätter des Ahorns fielen oder im saftigen Moos gluckerten. Und dafür, dass er den Verletzten einfach liegen lassen wollte, verachtete sie ihn regelrecht.

Ennis wiederum verachtete seinen Bruder. »Fionn, pah!«, rief

er eben. »Er ist ein Taugenichts, der ein Schwert wie eine Mistgabel hält.«

»Na und?«, entgegnete Ríona mit schrillerer Stimme, als ihr eigentlich zu eigen war. »Unlängst kam ein *liaig* in unser Dorf und hat die Wunde des alten Caol genäht, dem ein Stein auf den Fuß gefallen ist. Fionn hat ihm geholfen, und der *liaig* meinte, er sei sehr begabt.«

Ein *liaig* war ein Wanderarzt, und der, den es in ihre Gegend verschlagen hatte, hatte nicht nur Caol behandelt, auch Ríonas Mutter ein Mittel gegen ihre ständig trockenen Augen genannt. Sie müsse Schafgarbe und Gänseblümchen mit der Milch einer Frau vermischen, die eben eine Tochter geboren habe, hatte er gesagt. Leider hatte die einzige Frau, die gerade ein Kind stillte, einen Sohn zur Welt gebracht, woraufhin sich Ríonas Mutter die Milch einer Katze beschafft hatte, die kürzlich zig Junge geworfen hatte.

»Der *liaig* war ein Stümper«, sagte Ennis. »Verstände er wirklich etwas von der Heilkunst, würde er am Hof eines Königs leben, nur ihn und seine Familie behandeln und dafür großzügig mit Landbesitz belohnt werden.«

»Wahrscheinlich hat er sich nicht dagegen entschieden, weil es ihm an Können mangelt, sondern weil er Könige, die ständig um Land kämpfen, für grausame Männer hält. Land muss man doch nicht besitzen, um sich daran zu erfreuen.«

»So kann nur ein Mädchen reden.«

Und Fionn, dachte sie und sehnte sich noch mehr nach ihm.

Ennis verlor indes endgültig die Geduld. »Den größten Dienst, den wir dem da erweisen können«, sagte er und deutete auf den Verletzten, »ist es, ihn zu erschlagen.« Schon sah er sich nach etwas um, das diesem Zweck dienen könnte – nach einem besonders großen Ast oder einem spitzen Stein.

Ríona sprang auf. »Du darfst ihm nichts tun!« Ennis hörte nicht auf sie. Er fand zwar keinen Stein oder Ast, aber ihm fiel ein, dass er ein Schwert am Gürtel trug – viel zu groß für ihn, dennoch sein ganzer Stolz, seit er es vor nicht allzu langer Zeit

einem Nordmann abgeluchst hatte. Das behauptete er zumindest, wahrscheinlich hatte er es im feuchten Gras gefunden. Jedenfalls war der Knauf mit sonderlichen Tieren und Ornamenten verziert und die Klinge, gleichwohl verrostet, scharf genug, jemanden zu töten. »Du darfst ihm nichts tun!«, schrie Ríona wieder.

Sie beließ es dieses Mal nicht bei Worten, packte Ennis am Handgelenk und warf sich, als das nichts fruchtete, vor den Verletzten. Ennis wollte sie mit dem Fuß wegstoßen, woraufhin sie einfach sein Bein umklammerte. Jetzt packte er sie schmerzhaft am Haar, um sie wegzuziehen, und sie überlegte, in sein Knie zu beißen – eigentlich die härteste Stelle, aber die, an die sie am leichtesten herankam.

Am Ende riss er ihr weder ein Büschel Haare aus noch schlug sie ihm die Zähne ins Fleisch. Ein Laut ließ sie innehalten, der sie schon mit Panik erfüllte hätte, hätte sie im warmen Sonnenlicht vor der heimatlichen Hütte gegessen. Umso unheilvoller klang er im Wald, wo überreizte Ohren stets auf jedes Knacken zu achten hatten, könnten doch wilde Tiere in der Nähe sein.

Nun, dieser Laut kam nicht von einem wilden Tier, es war ein Stöhnen. Ein qualvoll klingendes Stöhnen. So wie der Verletzte wohl stöhnen würde, hätte er die Kraft dazu. Hatte sein Peiniger noch mehr Opfer gefunden? Und würde sie sein nächstes sein?

Ríona erstarrte, Ennis auch. So eifrig er sein Schwert gezogen hatte, gegen einen echten Feind wollte er es nicht erheben.

»Komm, lass uns schnell zur Siedlung heimkehren!« Ohne Zweifel war das klug – feige aber auch. »Nun komm schon«, drängte er, ließ ihr Haar los und lief davon. Ríona lief ebenso, wenn auch nicht ihm hinterher, sondern in Richtung des Stöhnenden.

Es kam vom Rand des Waldes, von dort, wo die Bäume ihre fahlen Blätter hängen ließen. Deren Wurzeln, dürrer Fingern eines Greises gleichend, klammerten sich, statt sich in saftige Walderde zu graben, an graue Steine. Die Steine waren gedul-

dig, sie schüttelten die Wurzeln nicht ab – und noch geduldiger war das Meer, das hier nur selten rauschte, jedoch beharrlich an den Stein schlug, sodass sich im Laufe der Jahrhunderte eine Klippe geformt hatte.

Der Wind, der hier wehte, zerrte an Ríonas Haar, das an helleren Tagen vom dunklen Rot des Blutes war und jetzt eher dem Harz glich, welches manchmal aus verschorften Rinden quoll. Er konnte, obwohl er selbst so laut heulte, das Stöhnen nicht übertönen. Wie denn auch? Es kam ja nicht aus einem Mund, es kam aus Dutzenden Mündern. Das schwarze Tuch des Meeres, auf das Ríona nun starrte, wurde an mancher Stelle vom Bug eines Schiffes aufgerissen, und auf diesem Schiff knatterte ein riesiges Segel, viereckig, rot-weiß gestreift und solcherart giftigem Getier gleichend. Zumindest stellte sich Ríona giftige Tiere so vor. Sie hatte nie eines gesehen, der heilige Patrick hatte ja alle Schlangen von Érius Insel vertrieben.

Männer wie die auf dem Schiff hatte er leider nicht vertrieben. Gall-Ghaedil nannte man sie, und auch wenn Ríona nicht genau wusste, was das hieß – es waren furchterregende Gestalten, die von Inseln noch weiter im Norden kamen, den Teufel nicht fürchteten, weil sie selbst Teufel waren, dann und wann die Küsten heimsuchten, um Gold von Klöstern und Waffen von Königen zu rauben, und hier, wo es solche Schätze nicht gab, Getreide von Bauern und diese Bauern selbst.

Dicht gedrängt hockten die Gefangenen auf dem Schiff, Alte wie Junge, Männer wie Frauen. Eine hielt einen Säugling an die Brust gepresst, doch während der verstummt war, stieß sie selbst ein Greinen aus. Die Menschen mussten aus einem Dorf weiter südlich stammen, wo man etwas leichter an Land gehen konnte, wurden nun entweder zu den gottlosen Inseln verschleppt, woher die Gall-Ghaedil stammten, oder nach Dublin gebracht. Dort lebten Menschen, die die gleichen Vorfahren wie die Gall-Ghaedil hatten und gern mit ihnen Handel trieben, gleichwohl sie selbst nicht mehr auf Beutezug gingen wie früher.

Ríona umklammerte einen der Bäume, war überzeugt, dass

die greinende Frau sie sah. Weit weniger sicher war sie sich, dass ihr Mitleid bei ihr ankam, auch das stumme Versprechen, ihr Gesicht nicht zu vergessen. Ihren Namen hätte sie ebenfalls nicht vergessen, wenn sie ihn bloß gekannt hätte, aber bald schon würde niemand mehr sie bei diesem rufen. *Cumal* nannte man Sklavinnen – genauso wie hierzulande Einheiten von Land bezeichnet wurden, denn auf Sklavinnen konnte man ja ungestraft treten wie auf dieses Land. Nur auf das Meer konnte man nicht treten, nicht einmal eine Spur hinterlassen. Schon löste sich der graue Streifen, den das Schiff riss, im schwarzen Wasser auf.

Ríona löste sich endlich aus der Starre. Wenn sie sich beeilte, wenn sie die Männer der Siedlung zu Hilfe rief, wenn diese das Schiff mit ihren Booten verfolgten, waren die Sklaven vielleicht zu retten. Den Gedanken, dass es nicht genügen würde, sie einzuholen, nein, man sie bekämpfen müsste, erlaubte sie sich gar nicht erst. Irgendetwas musste sie tun! Irgendetwas mussten die Männer der Siedlung tun! Sie ließ den Stamm des Baumes los, raffte ihr Kleid, kam gerade drei Schritte weit, dann griffen Hände nach ihr, hielten sie fest.

Einen eiskalten Moment lang dachte sie, es wären noch mehr Gall-Ghaedil an Land gegangen, wären auf weitere Sklaven aus, würden nun sie auf ihr Schiff verschleppen. Die Hände hingegen, die sie umklammerten, waren nicht die eines Kriegers, es waren die eines Vierzehnjährigen. Ennis' Hände. So feige, allein nach Hause zu fliehen, war er denn doch nicht gewesen, er war ihr immerhin gefolgt.

Als sie ihn anschrie, sie müssten sich beeilen, Hilfe holen, vielleicht gäbe es noch Rettung, gab er zurück: »Bist du verrückt geworden? Die Männer auf dem Schiff dürfen uns nicht sehen ... nicht wissen, dass hier Menschen leben. Sie zu verfolgen wäre so närrisch, wie sich über die Klippe zu stürzen und auf dem Stein zu zerschellen. Die Gall-Ghaedil würden uns abschlachten oder auch versklaven.«

Im Kopf wusste sie, dass er recht hatte, im Herzen nicht.

»Wir können die armen Menschen doch nicht einfach im Stich lassen ...«

»Dass Iren von Nordmännern versklavt werden, war schon immer so und wird immer so sein.«

»Ich dachte, du wolltest endlich mal dein Schwert benutzen«, rief sie, klang verzweifelt, und obendrein höhnisch. »Und der Welt beweisen, wie tapfer du bist!«

»Tapfer bin ich durchaus, jedoch nicht so verblödet wie du.«

»Sag das noch mal.«

»Gern! Und ich sage auch, dass du seltsam bist. Ich werde dich nie und nimmer heiraten.«

»Ja, glaubst du ich dich?«

»Als ob du das entscheiden könntest.«

Sein Griff wurde fester, wehrlos war sie nicht. Sie hob den Fuß, trat gegen sein Schienbein. Der Schmerz war groß genug, dass er sie losließ. Leider wehrte er sich instinktiv, indem er ihr ins Gesicht schlug. Er traf sie nur auf die Schläfe, nicht auf die Wange, sie spürte den Schlag kaum. Tränen traten ihr gleichwohl in die Augen, als sie sich abwandte und davonlief. Die Tränen machten sie blind – zum Glück nicht zu blind, um den Weg durch das Dickicht zu finden. Ennis hatte recht, niemand in der Siedlung würde den Sklaven auf dem Schiff helfen, aber vielleicht konnte sie den Verletzten retten ...

Als sie ihn erreichte, sah sie weiterhin nur Schemen, dennoch erkannte sie deutlich, dass der Verletzte nicht allein war, sich jemand über ihn beugte, ihn bäugte.

Sie zwinkerte die Tränen fort.

Es war nicht Ennis, es war kein Feind, es war Fionn.

Sein Haar, wiewohl viel kürzer als ihres, wurde vom Wind zerzaust. Es war schwarz – so schwarz wie das Gefieder des Verletzten, nur dass ihm dessen metallischer Glanz fehlte.

Der Verletzte war ein Rabe.

»Kannst du ihn retten?«, fragte Ríona und überwand die letzte Distanz. Sie war erleichtert, dass jemand da war, in dessen Miene sie eigenes Mitleid las. Sorge nahm sie auch wahr, als

Fionn sie flüchtig musterte, doch er ahnte wohl, dass jetzt nicht die Zeit für die Frage war, warum ihr Gesicht tränenüberströmt und sie so aufgelöst war.

»Ich bin mir nicht sicher«, sagte er, »ich denke, die Wunde muss genäht werden.«

»Oh, bitte tu etwas! Irgendetwas ... Ennis wollte ihn erst einfach liegen lassen, dann töten. Er ist so grob, so kalt, so ...«

In wirren Worten brach aus ihr hervor, was geschehen war. Nicht nur vom Raben berichtete sie, auch von dem Schiff, den Sklaven ... der Ohnmacht, die sie bei ihrem Anblick gefühlt hatte.

»Ihnen war wohl wirklich nicht mehr zu helfen«, murmelte Fionn verstört.

»Aber dem Raben, dem Raben müssen wir helfen! Er ist noch so jung.«

»Das Nest seiner Eltern hat er auf jeden Fall schon verlassen. Sieh doch, seine Augen sind einen Spaltbreit geöffnet und nicht mehr von einem grauem Schleier überzogen.«

»Kannst du die Wunde denn nähen?«

Fionn zuckte mit den Schultern, zog immerhin etwas von seinem Gürtel, das ansonsten nur Frauen bei sich trugen – eine der kostbaren Knochennadeln. Ennis hätte seinen Bruder dafür verachtet, weil ihm diese Nadel wichtiger war als ein Schwert, Ríona hingegen beeilte sich, aus ihrer Tunika einen Faden zu ziehen. Womöglich war er zu dick, aber einen anderen hatten sie nicht. Konzentriert verknotete Fionn ihn am Ende der Nadel. Dabei konnte sie ihm noch zusehen – nicht, als er begann, in die Ränder der Wunde zu stechen. Doch auch wenn sie den Blick abwandte, sie streichelte unwillkürlich über den Kopf des Raben, glaubte zu spüren, wie er zuckte, glaubte zudem ein Krächzen zu hören, noch leiser als zuvor das Greinen der Frau.

Rüh-rüh. Rüh-rüh. Rüh-rüh.

»Das ... das sollte genügen«, murmelte Fionn nach einer Weile.

Sie wagte einen Blick, zählte drei Stiche in der Form eines Kreuzes, die die Wunde zu schließen schienen. Jedenfalls drang kein neues Blut mehr hervor. Der Rabe zuckte allerdings auch nicht mehr, lag ganz starr da.

»Ob der Vogel ein Weibchen ist?«, fragte Ríona leise. »Oder ein Männchen?«

Fionn sah sie an. »Raben gleichen einander, die Weibchen sind nur etwas kleiner.«

»Der Name, den wir ihm geben, sollte also für beide Geschlechter passend sein.«

»Du willst ihm einen Namen geben?«, fragte Fionn erstaunt.

Ríona nickte. »Wenn er einen Namen hat, kann er nicht einfach sterben! Und selbst wenn er stirbt, so kann ich mich wenigstens an diesen Namen erinnern.«

Anders als an den Namen der Frau auf dem Schiff. Ihn würde sie nie erfahren, wenngleich sie zumindest ihr Gesicht nicht vergessen würde ...

»Such du einen aus«, forderte Fionn sie auf.

»Du hast seine Wunde genäht!«

»Und du hast währenddessen beruhigend gemurmelt.«

Erst jetzt ging ihr auf, dass sie die ganze Zeit über das leise Krächzen imitiert hatte. Gleichwohl fiel ihr kein Name ein, sie stieß nur weiterhin diese Rüh-rüh-Laute aus. Vorsichtig hob sie den Raben hoch und presste ihn an sich. Federleicht erschien er ihr, obwohl Raben doch so mächtige Vögel waren.

»Am besten wir bringen ihn in unseren Stall. Dort, wo unsere Katze kürzlich Junge geworfen hat, befindet sich immer noch eine Mulde im Stroh. Womit wir ihn wohl füttern sollen? Vielleicht mit Schnecken?«

»Seid ihr verrückt geworden?«, traf sie da plötzlich Ennis' Stimme. Sie hatte kein Knacken im Unterholz gehört, das sein Kommen angekündigt hatte, wusste darum nicht, wie lange er schon dort stand, sie beobachtete. Drohend baute er sich vor Fionn auf, und obwohl der nicht zurückwich, fühlte Ríona, wie ihm der Anblick des Bruders zusetzte.

»Warum?«, gab er dennoch vermeintlich gelassen zurück.
»Willst du die Schnecken für dich haben?«

Ennis keuchte empört. »Raben sind nutzlos! Wenn ihr den Vogel nicht endlich tötet, tue ich es.«

Schon hob er die Hand, um nach ihm zu greifen. Fionn ging rasch dazwischen. »Einen Vogel zu töten beweist nicht, dass du mutig und stark bist. Beim Anblick des Schiffes vorhin hättest du es aller Welt zeigen können. Aber da hast du dir ja in die Hose gemacht.«

Ennis vergaß den Raben. »Was willst du damit sagen?«

»Viel wichtiger ist doch, was Vater dazu sagen wird, dass du Ríona davon abgehalten hast, Hilfe zu holen.«

»Das wagst du nicht!«

»Nun, ich sage ihm nichts, wenn du den Raben in Ruhe lässt«, Fionn holte tief Luft, »und wenn du Vater erklärst, dass du dich weigerst, Ríona zu heiraten. Schließlich ist sie ein verschrobenes, wunderliches Mädchen, das im Wald lieber nach Elfen Ausschau hält, anstatt die Pflichten einer guten Hausfrau zu erfüllen.«

Ennis' Augen wurden schmal, während er nachdachte. Schließlich stampfte er auf. »Das hätte ich ihm ohnehin gesagt. Glaub bloß nicht, du hättest mich dazu gezwungen.« Er stampfte ein zweites Mal auf. »Und dieser schwarze Vogel wird Unglück bringen – aber euch, nicht mir.«

Er stapfte davon, und eine Weile war nur das Knacken des brechenden Holzes unter seinen Füßen zu hören.

Fionn und Ríona lächelten sich an, ehe ihre Blicke besorgt zum Raben wanderten.

»Ich hoffe, er erwacht«, sagte Fionn.

»Er *muss* erwachen!«, rief Ríona energisch. Fionn nickte nur, dann begaben sie sich schweigend auf den Rückweg zu ihrer Siedlung. Wahrscheinlich vermutete er, dass sie wieder über einen Namen für den Raben nachdachte, doch in Wahrheit ging ihr etwas anderes durch den Kopf, und als die Bäume etwas lichter standen, sprach sie es auch aus. »Als der *liaig* hier vorbeii-

kam, hast du ihm genauer zugesehen als unsereins. Du hast nicht gezögert, dem Raben zu helfen. Du ... du würdest gern selbst ein Heiler sein, nicht wahr?»

Er wich ihrem Blick aus, tat so, als würde er auf den Weg achten. »Man wird ein *liaig*, wenn der Vater einer ist. Und außerdem braucht man einen *liaig* meist dort, wo Krieg geführt wird.« Er seufzte »Ich will nicht von einer Schlacht zur nächsten ziehen.«

»Man kann sich aber auch einem Heiler anschließen, der durch die Lande zieht«, bemerkte sie.

»Und von dir fortgehen, Caitri?«, brach es aus Fionn heraus. Jenen vertrauten Namen benutzte nur er – alle anderen riefen sie Caitríona oder nur Ríona. »Nie und nimmer!«, rief er. »Ich will immer mit dir zusammen sein, ich will dich irgendwann heiraten.«

Ganz selbstverständlich kamen ihm die Worte über die Lippen. Ganz selbstverständlich breitete sich ein warmes Gefühl in ihrer Brust aus, vertrieb das Entsetzen, das Unbehagen, das dort noch wucherte. Sie hätte schwören können, dass etwas von dieser Glut auch der reglose Vogel spürte.

»Das ... das will ich ebenso ...«, stammelte sie.

Noch bevor sie die Siedlung erblickten, sahen sie das Meer. Die Grenze zwischen Wasser und Land war hier nicht durch schroffe Klippen markiert, nur von einem grabbewachsenen Hügel, dem keine zornige Gischt beweisen wollte, dass sie stärker war als Stein. Die sanften Wellen schienen den winzigen sandigen Streifen eher zu küssen, als zu schlagen. Der Boden war sumpfig weich, sodass man direkt ans Wasser herantreten konnte, Fionn hielt dennoch inne, startete auf die endlosen Weiten des Meeres, nicht länger schwarz, sondern von jenem Bronzeton, den auch der abendliche Himmel angenommen hatte. Viele steinerne Inseln ragten in der Ferne aus den Fluten – manche winzig und nackt, andere gerade groß genug, dass ein oder zwei Bäume darauf wachsen konnten. Die Erinnerung an das Sklavenschiff war immer noch stark, aber nicht mehr ganz so schmerzhaft.

»Tir-far-thóinn«, sagte sie plötzlich.

»Soll so der Rabe heißen?«

»Nein, Vater hat mir von einem Land erzählt, das diesen Namen trägt. Es befindet sich weit hinter dem Horizont – man muss sieben Jahre lang übers offene Meer reisen, bis man es erreicht. Wobei man es eigentlich gar nicht mehr erreichen kann. Vor langer Zeit ist es untergegangen, und es heißt, dass es erst wieder mit all seinen Bewohnern aus der Tiefe auftaucht, wenn es einem Menschen gelingt, ein Feuer dort zu entzünden.«

»Wie soll man denn ein Feuer in Tir-far-thóinn entzünden, wenn es unter dem Wasser liegt?«

Sie sah ihn ratlos an. Zu hoffen, dass Feuer stärker als Wasser war, war so unsinnig, wie zu hoffen, dass es eine Welt gab, in der keine Menschen entführt und versklavt wurden. Aber auch wenn das Feuer nicht stärker als das Wasser war, vielleicht war die Liebe stärker als die Angst.

»*Muir*«, sagte sie plötzlich.

Er wandte sich ihr zu, blickte sie aus seinen durchdringend blauen Augen an, die ob des schwarzen Haars heller wirkten, als sie es waren.

»Der Rabe soll ›Meer‹ heißen?«

»Das Meer ist manchmal bedrohlich, bringt dann und wann Feinde, aber man fühlt sich ob seines Anblicks so frei wie im Wald. Ein Rabe ist ebenso manchmal bedrohlich, manchmal ein Feind ... und frei.«

Und wenn die Sonne scheint, hat das Meer die Farbe deiner Augen.

Das dachte sie nur, sagte es nicht. Stattdessen beugte sie sich vor und tat etwas, das sie noch nie getan hatte: Sie küsste Fionn auf die Lippen. Er wich nicht zurück, erwiderte den Kuss, der sich so zart wie der Flügelschlag des Raben anfühlte. Und ja, der Vogel bewegte sich plötzlich, auch Fionn war das nicht entgangen. Er trat zurück, betrachtete das Tier, sah wie sie, dass die Flügel heftig zuckten.

»Er wird wieder gesund!«, rief Ríona glücklich. »Und er wird fliegen können.«

Sie hatte keine Ahnung, ob er für immer bei ihnen bleiben würde. Jedoch wusste sie plötzlich – nicht trotz des Grauens, das sie heute gefühlt hatte, sondern gerade deswegen –, dass sie Fionn für immer lieben würde, dass er inmitten der bedrohlichen Welt Heimat und Zuflucht und Frieden zugleich für sie war.

Sieben Jahre später

Fionn ging unruhig in ihrer kleinen Hütte auf und ab. Báine, Ríonas Tante, machte es aber auch gar zu spannend! Eine Weile hatte sie Ríona nur gemustert, danach die Hände auf deren Leib gelegt und irgendetwas gemurmelt. Jetzt zog sie die Hände zurück, sagte gar nichts mehr, verzog lediglich die Lippen zu einem vielsagenden Lächeln.

»Und?«, rief Fionn aufgeregt. »Was meinst du?«

Das Lächeln wurde breiter. »Der Weidenzweig, den ich nach eurer Hochzeit unter das Brautbett gelegt habe, scheint seinen Zweck erfüllt zu haben.«

»Sie erwartet ein Kind!«, rief Fionn, und obwohl er diesen Verdacht schon lange hegte – erst als die Worte laut ausgesprochen waren, wusste er, dass er richtiglag.

»Psst«, machte Báine drohend. »Du willst doch nicht die Elfen herbeilocken, auf dass sie das Kleine mit einem Wechselbalg austauschen.«

»Das würden sie erst tun, wenn das Kind geboren ist«, mischte sich Ríona ein. Auch in ihrer Miene stand Glück, wenngleich es ein stilleres war als seines. »Und bis dahin wird noch viel Zeit vergehen.«

»Es ist nie zu früh, hier und dort Eisennägel anzubringen, weil Elfen diese fürchten, und im Garten ein paar Vogelbeeren auszustreuen, weil Elfen ihren Geruch hassen«, sagte Báine. Fionn hätte nicht sagen können, wonach Vogelbeeren genau rochen. Erst recht wusste er nicht, woher sie Eisennägel bekommen sollten. Ennis war der Meinung, dass Eisen nur einen einzigen Nutzen hatte – nämlich um daraus Waffen zu schmieden. Ihr Vater wiederum würde seinen Söhnen zugestehen, einen Angelhaken daraus zu machen oder einen Hammer, um tönernen Brocken auf einem gepflügten Feld zu zerkleinern. Aber von Elfen

wollte er gewiss nichts hören. Báine konnte nicht aufhören, sich ihretwegen Sorgen zu machen. »Denk immer dran, Ríona«, richtete sie sich nun mahnend an sie, »sprich nie davon, dass du ein Kind in dir trägst, die Elfen haben feine Ohren. Wenn dein Bauch sich rundet, erklärst du nur: ›Ich bin nicht mehr allein.‹ Trink jeden Tag einen Becher Sud aus Himbeerblättern, und steige niemals über ein Grab.«

Zumindest dem Sud aus Himbeerblättern konnte Fionn einiges abgewinnen, waren diese doch dafür bekannt, den Körper zu stärken. »Jetzt ist Frühling«, sagte er, »das Kind wird im Herbst rund um Samhuinn kommen, nicht wahr? Die Blutung ist schließlich erst zweimal ausgeblieben.«

Báine zog die Augenbrauen hoch. Von einem Kind zu reden, wenn man ein solches trug, war gefährlich, die Blutung der Frau zu erwähnen schlichtweg ungehörig. Wenn Männer von Blut sprachen, dann von dem, das im Kampf vergossen wurde. Allerdings war es nichts Neues, dass sich Fionn von den Männern seiner Sippe unterschied – und insgeheim hieß Báine das wohl gut. Schließlich hatte sie, die aus Ríonas Familie stammte, schon lange vor ihr in seine Sippe eingeheiratet und sich sehr für den Bund, den sie geschlossen hatten, eingesetzt. Lange Zeit hatte Ríonas Vater darauf bestanden, dass Ennis sie nehmen sollte, und da der sich beharrlich weigerte, hatte er zwar endlich ihn, Fionn, akzeptiert, jedoch wochenlang um den Brautpreis gefeilscht. Er hatte Butterfässer und Truhen für Ríona gefordert, Teppiche und Scheren, hatte sich nicht mit Angelruten oder jenen Speeren begnügen wollen, mit denen man Lachs jagen konnte.

»Eure Speere sind so kurz, dass man gerade mal einen halben Lachs damit fängt«, hatte er bei der letzten Zusammenkunft gegrummelt.

»Nun«, hatte sich Báine eingemischt, »ich habe zwar noch nie von einem Lachs gehört, der sich in zwei Hälften teilt, wenn ein Speer ihn trifft, aber von einem Ehepaar als zwei Hälften zu sprechen, die zu einem Ganzen zusammenwachsen, erscheint mir als ein gutes Omen.«

Und nun würde aus diesem Ganzen ein Kind hervorgehen!
Fionn wollte Ríona küssen, sobald Báine ihre Hütte verlassen hatte, doch sie wich zurück.

»Wir dürften uns nicht so lange in der Bettstatt verkriechen, wir müssen uns an die Arbeit machen.«

Fionn seufzte. Nach ihrer Hochzeit hatte er gehofft, mehr Zeit als früher mit ihr zu verbringen – in Wahrheit war es ihnen viel leichter gefallen, sich ihren Pflichten zu entziehen und die Wälder zu durchstreifen, als sie noch Kinder, keine Eheleute gewesen waren. Damals war zwar auch von Ríona erwartet worden, dass sie Wolle einfettete oder Flachs röstete, und von ihm, dass er Fische fing – keine halben Lachse, aber solche, die im Meer lebten. Doch bei Kindern war man nachsichtig, bei Erwachsenen nicht. Und so haderten sie beide, dass die Stunden, die sie allein verbringen konnten, so rar waren – wenngleich er selbst es deutlicher zeigte als Ríona.

Sie erhob sich eben von der Schlafstatt – aus einigen Bündeln Reis und Stroh bestehend, die mit Rehfell bedeckt waren – und trat zur kreisrund mit Steinen begrenzten Feuerstelle, um in der Glut vom letzten Torffeuer neue Flammen lodern zu lassen. Doch ehe sie kräftig hineinpustete, vernahmen sie ein lautes Krah-krah.

Ríona hatte von Anfang an die Laute des Raben Muir besser einschätzen können als er. Sie wusste, ob er ein Lied sang, ob er hungrig war, ob es ihn schlichtweg ärgerte, dass er nicht so lange und hoch fliegen konnte wie andere Vögel. Nun war es aber auch für ihn unüberhörbar, dass das Krächzen gequält klang. Er blickte durch die mit Schweineblasen bespannte Luke, konnte aber nichts erkennen, und als er sich zur Tür wandte, war Ríona bereits hinausgestürmt.

»Lass ihn sofort in Ruhe!«, hörte er sie schimpfen.

Eigentlich hatte sie sich so in die Sippe eingefügt, wie er es erwartet hatte – als stilles, unauffälliges Mitglied, das tat, was man wollte, die wahren Gedanken aber nur ihm anvertraute. Mit seinem Bruder indes legte sie sich regelmäßig an. Ennis hatte

damals hingenommen, dass Fionn Ríona für sich beanspruchte, ihm dennoch nie verziehen, dass er ihn erpresst hatte – und sich selbst nicht, dass er ihm mit seiner Angst vor den Gall-Ghaedil eine Schwachstelle geboten hatte. Und sein Ärger war mit den Jahren gewachsen, in denen Ríona vom kleinen, zarten Mädchen zur immer noch zarten, aber schönen Frau erblüht war. Keine hatte so volles Haar wie sie, keine eine ähnlich milchige Haut, keine so graugrün schimmernde Augen. Nicht dass Ennis zugeben konnte, dass sie ihm gefiel. Nein, er nutzte jede Gelegenheit, ihr das Leben schwer zu machen, und er hatte rasch herausgefunden, dass das am besten gelang, wenn er Muir eine Schwanzfeder ausriss oder ihm das Futter wegnahm.

Was er ihm heute angetan hatte, ließ sich nicht erkennen, nur dass der Rabe laut krächzend Kreise über ihn zog. Das sah zwar lächerlich aus – selbst ein Spatz konnte besser fliegen als Muir –, aber immerhin war es ihm gelungen, ein paar Steinchen mit den Krallen aufzuheben, und diese auf Ennis regnen zu lassen.

»Aua!«, schrie der empört. »Ich habe ihm doch nichts getan!«

Fionn tat sich schwer, das zu glauben, Ríona wohl auch. Sie warf Ennis einen verächtlichen Blick zu, hob ihren Arm, und Muir tat, was er nur bei ihr tat: Er ließ sich auf ihren Unterarm nieder, seit ihm der Platz auf ihrer Schulter zu klein geworden war. Seine scharfen Krallen hatten manch Wunde gerissen, weswegen Ríona sich jeden Morgen Lederbänder um den Arm wickelte, ehe sie die Leinentunika darüberzog. Sie machte beruhigende Krah-Laute, die klangen, als kämen sie aus Muirs Kehle.

»Es ist abartig, mit Tieren zu sprechen«, rief Ennis verächtlich. »Und erst recht ist es abartig, ein Tier zu lieben.«

»Unsinn«, hielt Fionn dagegen, »ein mächtiger König in Irland war einst dafür bekannt, keinen Schritt ohne seinen Fuchs zu machen. Ein anderer hielt sich eine Sau, die er zärtlich liebte.«

»Nun, vom Fuchs bekäme man ein Stück prächtigen Pelz, und eine Sau könnte man schlachten. Der Rabe hat gar keinen Nutzen, ich verstehe nicht, warum ihr ihn damals nicht habt sterben lassen.«

»Ich lass das nächste Stück Schweinefleisch, das für dich bestimmt ist, anbrennen, wenn du Muir irgendetwas zuleide tust«, sagte Ríona leise drohend.

»Das wagst du nicht!«, rief Ennis wütend.

Rasch trat Fionn vor sie. »Lass den Raben in Ruhe, dann tut er dir nichts und ...«

Er brach ab, sein Mund wurde trocken. Bis jetzt hatte sich Ennis begnügt, die Faust zu heben, nun ließ er sie zwar sinken, zog aber plötzlich sein Schwert.

»Nicht!«, schrie Ríona.

Der Schrei riss so abrupt ab, wie er ertönt war. Dann nämlich erkannte sie, was Ennis schon vor ihnen gesehen hatte, was nun auch Fionn bemerkte: drei Männer, die sich dem Zaun näherten, der um ihre Siedlung errichtet worden war, dessen Gatter aufstießen und dreist auf den Platz inmitten der wenigen Häuser und Hütten zuschritten, um dort breitbeinig stehen zu bleiben. Anders als Ennis zogen sie ihre Waffe nicht, doch sie hatten ihren Umhang so weit zurückgeschoben, dass nicht nur die großen Schwerter zu sehen waren, die an diesem hingen, obendrein Keulen.

»Ins Haus«, zischte Fionn seiner Frau zu.

Zwar hatte er keine Ahnung, wie die Männer hießen, aber er kannte ihre Gesichter und wusste, dass sie der feindlichen Sippe der O'Máel Doraid entstammten. Ríona jedoch machte keine Anstalten zu fliehen, stellte sich vielmehr Ennis in den Weg, als der mit seinem Schwert auf die Männer zustürmen wollte.

»Bist du verrückt?«, rief sie. »Du willst es allein gegen drei aufnehmen?«

»Er ist nicht allein«, ertönte plötzlich eine Stimme, »es sind fünf gegen drei.«

Fionn ließ erleichtert seinen Atem entweichen. Kurz hatte er befürchtet, dass die Männer der Siedlung schon zum Fischen oder zur Jagd ausgerückt waren und er und Ennis allein mit der Übermacht fertigwerden müssten. Doch eben trat sein Vater aus dem größten und länglichsten der Häuser, und er wurde von drei weiteren Männern ihrer Sippe begleitet.

Ennis ließ auch seinen Atem entweichen, aber bei ihm klang es nicht erleichtert, eher verächtlich. »Du solltest dich schämen, dass Vater dich gar nicht erst zu jenen hinzurechnet, die die Siedlung verteidigen«, zischte er Fionn zu, ließ jedoch immerhin sein Schwert sinken.

»Und du solltest dich schämen, mit deinem Schwert auf Gäste zuzustürzen, ohne zu wissen, was sie von uns wollen«, hielt Fionn ihm entgegen.

»Gäste?«, rief Ennis mit brechender Stimme.

Ihr Vater warf ausnahmsweise Ennis, nicht Fionn einen seiner strengen, nahezu vernichtenden Blicke zu, ehe er auf die Männer zutrat.

»Was wollt ihr?«, fragte Cuán O'Canannáin mit jenem ausdruckslosen Gesicht, das mehr Schrecken erzeugen konnte als eine grimmige Miene. »Sprich, Lochlann!«

Einer der drei trat vor. In einem seiner Mundwinkel hatte sich Speichel gesammelt, und Fionn fürchtete schon, er würde vor Cuán auf den Boden spucken und damit doch noch einen Kampf entfesseln. Aber das Einzige, was er widerwillig ausspuckte, waren Worte.

»Nur weil wir euch hassen, bedeutet das nicht, dass es nicht Feinde gibt, die wir noch mehr hassen. Wir sind nicht gekommen, um Unfrieden zu bringen. Wir sind gekommen, um euch vor diesen Feinden zu warnen.«

»Warnen vor wem?«

Cuáns Stimme ließ Fionn an das Grollen eines nahenden Gewitters denken. Wenn er mit ihm, Fionn, so sprach, weil er wieder mal zu wenige Fische gefangen oder das löchrige Dach nicht ausreichend abgedeckt hatte, ließ ihn das verstummen.

Lochlann aber rief trotzig: »Muss ich das wirklich sagen? Die Gall-Ghaedil haben mehr als einmal vor unserer Küste ihr Unwesen getrieben. Doch so viele Dörfer wie jüngst haben sie noch nie ausgeraubt. Sie erbeuteten alles, was sie in die Hände bekommen konnten – Vieh, Getriebe und ... Sklaven.«

Ríonas und Fionns Blicke trafen sich. Obwohl damals nur sie

das Sklavenschiff erblickt hatte, er nicht, glaubte er deutlich vor sich sehen zu können, wovon Lochlanns Worte kündeten. Es gab Zeiten, da die Überfälle der Gall-Ghaedil – jener Heiden der kleinen nördlichen Inseln, wo sich Nordmänner mit der ursprünglich ansässigen gälischen Bevölkerung vermischt hatten – spärlicher waren. Trotzdem verging nie ein Jahr, ohne dass man Gerüchte von nicht mindestens einem Raubzug vernahm. Dann und wann hörte man sogar noch unglaublichere Geschichten – dass irische Könige ihr Volk nicht schützten, sich vielmehr an den Fremden ein Beispiel nahmen und ebenfalls Menschen erbeuten und verkaufen ließen, um mit dem Gewinn Söldner für neue Kriege zu bezahlen.

»Eure Siedlung wird die nächste sein«, schloss Lochlann soeben. »Oder unsere. Und deswegen müssen wir uns zusammenschließen ... müssen ein Bündnis schließen.«

Fionns Lippen wäre beinahe der gleiche Laut entflohen wie denen seines Vaters. Er hatte noch nicht viel von dieser Welt gesehen, gerade mal genug, um zu wissen, dass ihm jene Orte am besten gefielen, an denen nur wenig Menschen lebten. Aber eine Sache gab es, die jedes irische Kind gleichsam mit der Muttermilch einsog: das Wissen, dass die Insel, auf der sie lebten, zwar ein Leib sein mochte, die Glieder sich dennoch nicht dem fügten, was der Kopf befahl. Jede einzelne Extremität focht einen Kampf gegen die andere aus, einem Wahnsinnigen gleich, der sich selbst mit der Hand ins Gesicht schlägt und mit dem rechten Fuß gegen das linke Schienbein tritt. Und hier im Norden Irlands war es besonders schlimm. Der legendäre Niall, der die mächtige Dynastie der O'Neills gegründet hatte, hatte sich die Region einst unterworfen, doch kaum war sein letzter Atemzug getan, hatten sich seine Nachfahren bekriegt. Bei einem Knochenbruch mochte es genügen, einen kräftigen, geraden Ast fest darumzubinden, auf dass die Hälften wieder zusammenwachsen. Der Norden von Érius Insel war hingegen nicht nur geteilt geblieben, sogar noch weiter zersplittert, und der tiefste Riss – ständig blutend, ständig eiternd – klaffte zwi-

schen Fionns Sippschaft, den O'Canannáins, und den O'Máel Doraid, denen Lochlann und seine Männer angehörten.

»Zusammentun?«, schrie Ennis.

Seine Stimme verriet nicht nur Empörung, auch Genugtuung, weil er nur auf eine Beleidigung – und das war dieser Vorschlag zweifellos – gewartet hatte. Wieder hob er das Schwert, ließ es lediglich sinken, weil Cuán ihn an der Schulter packte.

»Ennis!«, sagte er mahnend, aber nicht verdrossen.

Ein Sohn mit Kampfgeist, auch wenn er ihn zur falschen Zeit bewies, war ihm lieber als einer, der mit hängenden Schultern dastand.

Ennis fuhr zu ihm herum. »Du willst doch nicht ernsthaft darüber nachdenken, dass wir *mit* ihnen kämpfen, nicht *gegen* sie.« Cuán zuckte mit den Schultern. »Zu denken hat noch niemandem geschadet – zwar nicht während man kämpft, aber davor.« Er wandte sich an Lochlann. »Wir werden euren Vorschlag abwägen, euch dann unsere Entscheidung kundtun.«

Dass er Lochlann und den anderen Männern nicht anbot, in sein Haus zu kommen, sich dort mit Brombeerwein zu erfrischen und mit geräuchertem Fisch zu stärken, folglich alle Gebote der Gastfreundschaft missachtete, schien diesen nicht zu kränken. Zumindest ließ er sich, anders als Ennis, seine Gefühle nicht anmerken.

»Wir warten hier.«

Wortlos betrat Cuán das Haus, in dem er wohnte. Ennis folgte rasch, Fionn nur zögerlich. Lieber wäre er bei Ríona geblieben, doch die Männer wollten unter sich sein, wenn sie sich beratschlagten, und sie ermutigte ihn mit einem Nicken, mit ihnen zu gehen. In ihren Augen las er Furcht – mehr um ihn als um sich, und gleiche Furcht packte ihn nicht minder, wenn gleich sie bei ihm allein ihr galt. Er durfte seiner Furcht allerdings nicht nachgeben, sonst würde ihm nichts einfallen, um Kämpfe zu verhindern, die Ríonas Leben und das ihres ungeborenen Kindes bedrohten.

Cuán schwieg, nachdem sie das Haus betreten hatten. Fionn war gut darin einzuschätzen, wann jemand unter Schmerzen litt – erkennbar an einer zitternden Oberlippe, kaltem Schweiß auf der Stirn oder bleicher Haut. Doch ob es nur Misstrauen oder gar Feindseligkeit war, die Cuán O’Canannáin bewog, die rechte Augenbraue hochzuziehen, wusste er nicht. Der dicke weiße Bart versteckte seine Lippen, die Augen waren zu tief in wulstigen Höhlen versunken, um in seinem Blick lesen zu können.

Ennis verlor schließlich die Geduld. »Man kann den O’Máel Dorads nicht trauen. Zumindest nicht, wenn man nicht leichtsinnig wie eine jungfräuliche Maid ist, die sich von einem Krieger zu duftenden Blumen locken lässt. Dabei wissen Krieger nicht mal, wo Blumen wachsen. Das Einzige, was sie pflücken wollen, sind junge Mädchen. Wer weiß, ob wirklich die Gall-Ghaedil an der Küste ihr Unwesen treiben. Keiner von uns hat sie jemals mit eigenen Augen gesehen, die O’Máels Dorads gewiss auch nicht.«

So leicht es Fionn all die Jahre gefallen war, Ennis einstiges Zaudern für sich zu behalten, weil er ihn nicht vor ihrem Vater hatte bloßstellen wollen, so unmöglich war es nun, weiter auf ihn Rücksicht zu nehmen.

»Red nicht solchen Unsinn!«, entfuhr es ihm. »Du selbst hast einst ein Schiff der Gall-Ghaedil an der Küste vorbeisegeln sehen – randvoll mit Beute und Sklaven beladen. Und anders als Ríona, die Hilfe holen wollte, bist du vor Angst erstarrt.« Ennis fuhr zu ihm herum, wollte auf ihn losgehen. Beschwichtigend hob Fionn die Hand. »Nicht dass ich dir das zum Vorwurf mache. Gewiss gibt es kaum einen Anblick, der schrecklicher ist. Die Schiffe der Gall-Ghaedil, so sagt man, gleichen Blitzen, nur dass kein Donner sie ankündigt. Sie legen lautlos an, die Männer darauf brüllen aber umso lauter. Man nennt sie auch Nordmänner, und das nicht nur, weil sie aus dem Norden kommen, sondern weil sie den Norden im Blut haben. Ihre Blicke, heißt es, sind so kalt, dass sie den Gegner erfrieren lassen, sobald sie

ihn nur ansehen. Deswegen hast du Ríona damals schließlich gesagt, dass die Sklaven auf den Schiffen verloren sind.«

Ennis funkelte ihn wütend an, aber wichtiger noch, als es Fionn heimzuzahlen, war es ihm, sich vor dem Vater zu rechtfertigen, der ihn fragend anstarrte. »Es stimmt«, sagte er eher trotzig als kleinlaut. »Ich habe als Kind ihr Schiff gesehen. Jetzt ich bin ein Mann und bereit, gegen die Gall-Ghaedil zu kämpfen. Dafür brauche ich Lochlanns Hilfe nicht.«

Cuán wiegte nachdenklich den Kopf: »Selbst wenn du so unbesiegbar wärst, wie du denkst – wir werden nicht allein mit ihnen fertig.«

»Aber wir können uns doch unmöglich mit Lochlann ...«

Nicht Cuán, Fionn hob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. Der Einfall, der ihm soeben gekommen war, war gewiss nicht durchdacht und sorgsam abgewogen. Aber wenn er weder seinen Vater noch Ennis vom Kampf abhalten konnte, so galt es wenigstens zu versuchen, die Gefahren für ihre Siedlung, für Ríona zu mindern.

»Und wenn wir nicht an Lochlanns Seite gegen die Gall-Ghaedil kämpfen, sondern an ... König Áeds?«

König Áed regierte im Nachbarreich Cenel Owain und war mächtiger als je ein König ihrer Provinz, Cenel Conaill, gewesen war.

Ennis stampfte auf, wie er es tat, seit er ein kleiner Junge war. »Das wird ja immer toller! Wir sollen nicht nur dem einen Feind die Hand reichen, nein, uns gemeinsam mit ihm an den noch größeren schmiegen, wie Erst- und Zweitfrau an den Gatten?«

Ennis hatte noch nicht einmal eine Frau, und Fionn war entschlossen, nie eine andere neben Ríona zu haben. Cuán wiederum hatte drei Frauen gehabt, jedoch schon zwei von ihnen überlebt.

»So dumm ist der Gedanke nicht«, sagte er gedehnt. »Sollte König Áed uns Truppen schicken, können wir gemeinsam mit ihnen und Lochlanns Männern die Gall-Ghaedil bekämpfen – und dann nur mit ihnen Lochlanns Sippe.«

Ein Lächeln erschien auf seinen Lippen, und auch wenn Ennis es nicht erwiderte, wagte er kein zweites Mal zu widersprechen, er fragte nur: »Warum sollte König Áed uns freiwillig Truppen schicken?«

»Nun, weil die Männer in Airgialla gerade mit einem Aufstand drohen und er später unsere Hilfe brauchen wird, diesen niederzuschlagen.«

Fionn unterdrückte ein Stöhnen, hatte er den drohenden Kampf doch verkürzen, nicht auf weitere Provinzen ausdehnen wollen. Allerdings – das zeigte das Funkeln in Cuáns Augen – hatten sich dessen Gedanken längst in diese Idee verbissen, und das Einzige, was er noch tun konnte, war, den wichtigsten Teil seines Anliegens umzusetzen.

»Solange die Kämpfe hier toben, ob nun gegen die Gall-Ghaedil oder Lochlanns Sippe, müssen wir dafür sorgen, dass die Frauen, die Kinder und die Alten in Sicherheit sind«, erklärte er eifrig. »Und das wären sie in König Áeds Ringfort – dem Grianán Aileach.«

Nur die Gedanken an dessen mächtige Mauern, und dass niemand diese überwinden konnte, hatten ihn auf die Idee gebracht, König Áed ins Spiel zu bringen. Gern wollte er selbst kämpfen und sterben, solange er Ríona hinter den Mauern in Sicherheit wusste.

»Und eine dieser Frauen bist du, nicht wahr?«, rief Ennis. »Noch nicht mal eine, die sich nur an den Mann schmiegt oder unter seinen Umhang kriecht, nein, notfalls in den Arsch, weil es dort am wärmsten ist.«

»Ennis!«, rief Cuán mahnend, aber ein böses Schmunzeln klang in seiner Stimme mit. »Fionn hat recht. Ein Mann, der sich nicht um Weib und Kind sorgt, kämpft besser. Und da wir ohnehin mit Áed verhandeln müssen, können wir die Frauen und Kinder und Alten gleich dorthin mitnehmen.«

»Ha!« Ennis lachte. »Gern möchte ich sehen, wer wen über die sumpfigen Wege trägt. Fionn Ríona oder Ríona ihn? Wobei sie ja schon genug Last zu tragen hat, weil dieser lächerliche Rabe nicht wirklich fliegen kann und ...«